

ist nicht so weit verbreitet, so allgemein, wie Dr. Jones anzunehmen scheint. Leider beherrscht der sog. Säkularismus, die Weltanschauung, die alle religiösen Werte ablehnt, weithin gerade die führenden nationalistischen Kreise und gewinnt an Kraft.

Sodann dürfen wir uns nicht damit begnügen, im Sinne des Verfassers den Indier beim Christus der indischen Landstraße einzuführen. Das Einzigartige dieser Persönlichkeit ist zugleich genau zu bestimmen, und Christus muß Indien vorgeführt werden als der einzige Weg, der zum Leben führt. Gelegentlich hat auch Dr. Jones Bedenken geäußert. Wird sein Christus, den Indern überlassen, nicht Gefahr laufen, im Pantheon des Hinduismus neben den andern Göttern Aufstellung zu finden (141)? Wird der „wirklichkeitsvolle Christus“ sich nicht leicht zu einem Schemen verflüchtigen und die praktische Mystik des Christentums in diesem Volk der Träumer sich in eine bedeutungslose Theosophie verlieren? Eine solche Verkündung des Christentums läutert und kräftigt nur den Hinduismus. Hindus haben dem Missionar erklärt: „Die Neuerstarkung des Hinduismus ist nur durch den christlichen Geist möglich“; „Christus ist die einzige Hoffnung des Hinduismus“ (149).

Gewiß soll Christus nach Möglichkeit ein indisches Gewand anlegen. Aber sein Wesen und seine Gestalt in Formen zu fassen, darf nicht vollständig dem einzelnen überlassen bleiben. In allen wesentlichen Punkten kann nur eine Auffassung von Christus und seinem Werk und von den Pflichten des Christen richtig sein. Der „Christus der indischen Landstraße“ ist kein wahrer Heiland für Indien und die Heidenwelt.

Alfons B ä t h S. J.

Französischer Verständigungswille

Der Ausgang der Reparations-Konferenz in Paris wie der vorbereitenden Abrüstungs-Konferenz in Genf in diesem Frühjahr lassen die großen Schwierigkeiten und Hemmnisse einer französisch-deutschen Verständigung, der notwendig ein fran-

zösisch-deutsches Verstehen vorausgehen muß, erneut mit aller Schärfe zu Tage treten. Für den, der nicht lediglich auf Tagespolitik und damit Tageserfolg eingestellt ist, bedeutet dies zunächst keine Enttäuschung. Im Gegenteil, wenn nur die Kräfte nicht erlahmen, ist darin ein Fortschritt zu sehen. Die Zone einer gewissen freundschaftlichen Annäherung mußte zunächst durchschritten werden, um überhaupt einmal an die eigentliche Grenze, an das wirklich Trennende heranzukommen. Nach dem Durchschreiten der Vorberge ragen plötzlich völkertrennende Felswände in ihrer ganzen Größe und Gewalt auf. Es gilt auch diese zu bezwingen und über sie oder durch sie hindurch sich die Hand zu brüderlicher Freundschaftsarbeit zu reichen.

Wer ehrlich die Zusammenarbeit und das Verstehen der Völker will, darf sich durch diese Erscheinungen, die scheinbar einen Rückschlag bedeuten, nicht schrecken lassen. Er muß sich im Gegenteil darüber klar sein, daß nunmehr erst die eigentliche Arbeit, der eigentliche Aufstieg beginnt. Guter Wille hierzu ist natürlich auf beiden Seiten notwendig. Und der eigene Wille wird wachsen und sich kräftigen, wenn er angefeuert wird durch die Arbeit auf der andern Seite. So mag es auch für unsern deutschen Verständigungswillen, dem sich manche bittere Erfahrung der letzten Zeit entgegenstellt, förderlich sein, an der Hand einiger literarischer Zeugen aus den letzten Jahren die Entwicklung der Verständigungsbemühungen französischer, namentlich katholischer Kreise zu sehen.

Flitterwochen französisch-deutscher Verständigung möchte man die Zeit unmittelbar um und nach Locarno und Thoiry nennen. Sinnfälliger Ausdruck jener Stimmung war der große von Tausenden besuchte 6. Internationale Demokratische Friedenskongreß von Bierville im August 1926. Bischof und Freidenker¹, Franzosen und Deutsche, Kriegsminister und „Nie-wieder-Krieg“, ergraute Vorkämpfer des

¹ Vgl. hierzu den deutschen Bericht: „Die Tage von Bierville“. Von Josef Pöbst, Rio Schneider und Karl Maria Brohl. 80 (247 S.) Würzburg 1926, Werkbundverlag.

Friedensgedankens und junge Stürmer, alles reichte sich die Hand zu frohem Werk.

Gleichzeitig mit diesem frohen enthusiastischen Treiben setzte aber auch das bewußte klare Ringen um gegenseitiges Verstehen und damit um Verständigung in weiteren und, gerne sagen wir es, nicht zuletzt auch katholischen Kreisen ein. Das für weitere Verbreitung vom Verlag Spes der Action populaire herausgegebene Büchlein Gaston Tessiers, „Les Catholiques et la Paix“ (16° [148 S.], Paris 1927) gibt hiervon Zeugnis. Ausgehend von der bekannten, den internationalen Problemen gewidmeten Sozialen Woche der französischen Katholiken in Le Havre, August 1926, entwickelt es die katholische Friedenslehre und schildert besonders die Bemühungen der Päpste seit Leo XIII. um den Frieden der Welt. Es gibt des weiteren einen Überblick über die verschiedenen teilweise bis in die Vorkriegszeit zurückreichenden Friedensbestrebungen der französischen Katholiken. So die Union Catholique d'Etudes Internationales, die ihren Anfang 1917 durch Baron von Monténach in Freiburg in der Schweiz nahm, ihre Entwicklung jedoch hauptsächlich den Bemühungen der französischen Katholiken unter Führung von Männern wie Msgr. Beaupin verdankt, ferner die Gruppe „Par“ zur Erforschung und Klarlegung kirchlicher Friedensarbeit im Laufe der Geschichte um Dampierre und Romanet und insbesondere das um die französisch-deutsche Verständigung hoch verdiente „Bulletin catholique international“ unter Leitung von Maurice Bauffard. Das Büchlein zeigt auch, wie von den Bemühungen Marc Sangniers starke Kräfte in die Friedenspolitik des gesamten französischen Katholizismus fließen.

Einen Versuch, den Franzosen die Auffassungen des deutschen Volkes über den Weltkrieg, seine Ursachen und die nachfolgenden Ereignisse näher zu bringen, bildet die Schrift „La Guerre ou la Paix?“ von General Den vigne¹. Freilich erscheinen seine Quellen vielfach recht ein-

seitig. So stützt er sich z. B. für die Ansicht der deutschen Linkskreise, zu denen er auch die Katholiken zählt, fast ausschließlich auf ein Buch „Die Tragödie Deutschlands“. Es ist wohl auch eine zu einfache Lösung, die Stimmung in Deutschland auf die Formel „die deutsche Rechte und die deutsche Linke“ zu bringen. Aber immerhin erfahren die Leser wenigstens einiges Positives über die Einstellung auch des gesamten deutschen Volkes. „Ich habe viel in Deutschland gesehen, aber zwei Dinge konnte ich niemals entdecken und zwar: einen Deutschen, der erklärt, daß sie geschlagen wurden; einen Deutschen, der erklärt, daß Deutschland allein für den Krieg verantwortlich ist. Man versichert mir, daß es diese Spezies auch gebe; ich habe sie nicht gesehen.“ Der Verfasser teilt mit den meisten seiner Landsleute den unbedingten Glauben an die fast unverwundliche Lebenskraft des deutschen Volkes. So widmet er seinen zweiten Teil dem „Potentiel Economique Allemand“. Für uns Deutsche bieten diese Ausführungen, die wir leider in manchem als zu optimistisch ansehen müssen, einen Zugang zum Verständnis des französischen Mißtrauens, besser gesagt des mangelnden Selbstvertrauens und der Furcht vor der Konkurrenz der deutschen Lebenskraft, die letztlich als das größte Hindernis für Verständigung und Abrüstung erscheint. Abschließend wendet sich das Buch der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses des europäischen Kontinents zu. Weder politisch noch wirtschaftlich kann der Kontinent heute eine entscheidende Rolle in der Welt spielen. Während Europa seinen Selbstmord nach allen Regeln der Kunst vorbereitete, organisierte und durchführte, hat die übrige Welt sich in gewaltige Mächtegruppen geformt auf Grund des Föderativ-Prinzips und wirtschaftlicher Verständigung: Das Britische Reich, Rußland, die gelbe Welt und Panamerika. An Stelle eines neuen Peloponnesischen Krieges muß deshalb das geeinte Europa treten, es bedarf nicht der Vereinigten Staaten von Europa, wohl aber der Entente de l'Europe continentale. In Verbindung mit dem Britischen Reich

¹ H. 8° (322 S.) Paris 1927, Jules Tallandier.

wird dies nach der Meinung des Verfassers die Führung der Zivilisation behalten können. Im übrigen „werden sich die Zeiten erst von dem Tage von Grund auf ändern, an dem die Völker einsehen werden, daß der Krieg zugleich eine schlechte Tat und ein schlechtes Geschäft ist, daß er den Sieger ebenso wie den Besiegten zu Grunde richtet und daß die chemischen Mittel von heute und morgen sie gegenseitig vernichten werden“. Diese kurzen Hinweise zeigen uns, wie unausgeglichen die Schrift in sich selbst ist. Aber gerade dadurch läßt sie einen Einblick tun in die vielen Hemmungen und Wirrungen, die selbst bei offenkundigem Verständigungswillen in den breiteren Massen zu überwinden sind.

Bewegt sich Denbignes fast ganz im Gebiet der Zahlen und äußerer Geschehnisse und bietet vielleicht gerade deshalb nichts voll Befriedigendes, weil eben die raue Wirklichkeit immer Härten mit sich trägt, führt die Schrift „Le Problème International“¹ wieder in das Reich der Gedanken zurück. Die Schrift ist hervorgegangen aus dem Gedankenaustausch eines kleinen an den internationalen Fragen lebhaft interessierten Kreises, der sich im Kolleg zu Juilly trifft. Pater Valensin stellt in seiner bekannt klaren und entschiedenen Art die Forderung auf, die das Gesetz der Liebe auch von den Völkern verlangt. Liebe aber setzt als Seelenhaltung das Wohlwollen voraus, ohne das ein Handeln aus der Liebe nicht denkbar ist und das deshalb auch gegenseitige Pflicht für den Verkehr christlicher Staaten ist. Gegenseitiges Sich-verstehen-wollen, Pflicht zum Vergeben folgen daraus. Die Verpflichtung des „Gesetzes der internationalen Liebe“ bindet über die Gemeinschaft ebenso den einzelnen, wie ganz besonders die Führer des Volkes. Für diese handelt es sich nicht nur darum, gegenseitig persönliche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern vor allem, die Völker selbst einander nahezubringen. Dürfen sie auch nicht gegen deren Lebensinteresse handeln, so dürfen sie doch auch anderseits diesen Interessen nur im Rahmen der all-

gemein menschlichen Solidarität zu genügen versuchen. Ist der Weg dahin auch noch weit, in der Kraft der Philosophie des Evangeliums wird er zum Ziele führen. Joseph Hours verlangt, daß man Ernst mache mit dem Gedanken des Corpus Christi. Von hier aus bedauert er den Ausdruck „Église de France“. Die Kirche ist keineswegs ein Bund von Nationalkirchen, sie ist nicht international, denn auf ihrer Ebene gibt es keine Nationen, sie ist allgemein. Von hier aus gewinnt Hours eine eigenartige neue Stellung zum Problem Kirche und Staat. Es ist ihm nicht mehr so sehr die Frage nach den Beziehungen dieser zwei Mächte zueinander, wie jene, wie soll der Christ seine Verpflichtungen gegen die universale Kirche und damit alle Völker in Einklang bringen mit jenen gegen den Staat. Wie ist katholische Solidarität zu vereinbaren mit den Interessen des einzelnen Landes? Im weiteren Verlauf der Schrift werden die verschiedenen Formen des Nationalismus, so des Faschismus und Bolschewismus, durch Vaussard, des angelsächsischen Imperialismus und des Pangermanismus durch Georges Bidault dem katholischen Supra-Nationalismus gegenübergestellt. Für den deutschen Imperialismus wird das Frankreich von 1806 verantwortlich gemacht, Bismarck und Wilhelm II. mit Ludwig XIV. und Napoleon in Parallele gestellt.

Während so fast alle andern Völker oder Völkergruppen eines falschen Nationalismus bezichtigt werden, erscheint zunächst auch diese Schrift fast blind für die Fehler des eigenen Volkes. Und doch gibt gerade diese unterschiedliche Behandlung einen wertvollen Hinweis. Während die genannten Völker alle unter dem Druck wachsender Kraft, der Suche nach Lebens- und Wirtschaftsraum, auf den Weg des Imperialismus gedrängt wurden, fehlen seit Menschengedenken dem französischen Volk diese Triebkräfte. Hier macht sich vielmehr eine Art geistigen Imperialismus geltend, der selbstverständliche Anspruch Frankreichs, an der Spitze wenigstens der lateinischen Kultur zu stehen, alles nur nach

¹ 16° (III u. 230 S.) Paris 1928, J. de Sigord.
Stimmen der Zeit. 117. 4.

eigenem Maße und an der eigenen Größe zu messen. Es sind dies Vorwürfe, die Abbé Leclercq, Brüssel, in dem Abschnitt erhebt: „Was die fremden Katholiken von den französischen Katholiken erwarten und was sie an ihnen zu tadeln haben?“ Der erste Tadel in seinen Augen ist die Uneinigkeit der französischen Katholiken, der zweite ihre politische Unfähigkeit und schließlich der große Tadel (*le grand reproche*), der Nationalismus der Katholiken. „Es gilt vor allem, die geistige Haltung zu bilden. Der christliche Grundsatz ist klar, das Vaterland kommt nach dem Herrgott.“ Und wenn allzu überschäumende Vaterlandsliebe sich dem Dienste Gottes widersetzt, nun gut, um so schlimmer für das Vaterland. So sucht die Schrift ehrlich nicht nur bei den andern Völkern, sondern auch bei den eigenen nach den Quellen des Mißverständnisses und der Trennung unter den Völkern. War es zunächst hier auch eine Stimme aus dem Frankreich freundlichen Belgien, so ist es doch grundsätzlich ein großer Fortschritt, wenn sich ein Volk nicht mehr nur im eigenen Spiegel betrachten will.

Unmittelbar auf brennende Tagesfragen im Verhältnis der beiden Nachbarvölker gehen einige Aufsätze des Heftes „France et Allemagne“ aus der Sammlung der „Cahiers de la nouvelle journée“ (8^o [194 S.] Paris 1928, Librairie Bloud & Gay) ein. In diesem Heft kommt die Notwendigkeit nicht nur der deutsch-französischen Verständigung, sondern einer deutsch-französischen Arbeitsgemeinschaft zum unbedingten Ausdruck. Diese klare unzweifelhafte Auffassung gibt den in den verschiedenen Aufsätzen zu Tage tretenden Meinungen besonderen Wert. „Der Geist der Ruhr“ findet durch Jean de Pange scharfe Ablehnung. Die Ruhrpolitik selbst wird als Mißgriff bezeichnet, wie die ganze Rheinlandspolitik Frankreichs. Diese hätte nicht auf Loslösung des Rheinlandes vom Reich, sondern auf rheinische Autonomie innerhalb des Reiches abgestellt sein sollen. Wollte man die rheinische Bevölkerung gewinnen, war die gewählte Form der Be-

sagung ein Widerspruch. Selbst Foch hat nur die Rheinübergänge, aber nicht das Land selbst, besetzen wollen. Die Besatzung hätte sonach von Anfang an „unsichtbar“ sein sollen. Und dennoch — dieser Aufsatz schließt mit der Hoffnung, was man im Rheinland versäumte, an der Saar zu erreichen. Wenn auch eine Abstimmung zu Gunsten Frankreichs 1935 undenkbar sei, so hofft der Verfasser doch auf die Fortdauer eines unabhängigen Saarstaates unter dem Schutze des Völkerbundes als Nachfolger des alten lotharingischen Treffpunktes französischer und deutscher Kultur, wenn nur an Stelle des Geistes der Ruhr der Geist von Locarno tretet! Der folgende Aufsatz von Jacques de Préchac sucht nach Wegen, den Geist von Locarno lebendig zu erhalten und zu verstärken. Er sucht vor allem französische Bedenken gegen Locarno zu zerstreuen. So beruhigt er seine Leser, daß Locarno die französische „Réorganisation militaire“ in keiner Weise gehindert habe, noch auch die Erkenntnis der Notwendigkeit des Schutzes der Nord- und Nordostgrenzen hintangehalten habe. Andererseits sei die deutsche Entwaffnung vollständig durchgeführt. Der Hauptgewinn von Locarno liegt in dem Sich-näher-Kommen der Diplomaten, einer Vorbedingung der internationalen Zusammenarbeit, sodann in der Entspannung der Gemüter, die „den Völkern erlaubt, sich mit ein wenig weniger Mißtrauen zu begegnen und die wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen zu erneuern“ und schließlich in einer Verstärkung des Völkerbundes, der ohne loyale und wirksame Mitarbeit des Reiches offenkundig nicht gedeihen konnte. Freilich habe man, namentlich in Deutschland, von Locarno zu große Hoffnungen gehegt, worauf der Rückschlag nicht ausblieb. Die deutsche öffentliche Meinung soll einsehen, daß das Haupthindernis eines entscheidenden Fortschrittes in der Entspannung der deutsch-französischen Beziehungen „in allererster Linie die Furcht ist, daß die revanche-lüsterne deutsche Minderheit den Geist von Locarno nütze, um den Geist von Potsdam oder den der Ruhr zu neuen Triumphen zu führen. Dies ist der einzige Grund für

das abergläubische Festhalten des Durchschnittsfranzosen am Wert der Rheinlandbesetzung, um für alle Fälle bereit zu sein. . . Es ist der ewige *Circulus vitiosus*, der aus der Besetzung eine Garantie gegen eine gefährliche Wiederkehr des deutschen Militarismus macht. Dieser hinwiederum denkt nicht daran abzuflauen, weil er die Gegenwart der alliierten Truppen am Rhein als einen Angriff auf seine Nationallehre betrachtet“.

Soll man angesichts dieser Schwierigkeiten nicht verzweifeln, muß man auf beiden Seiten lernen, Vorurteile von Wirklichkeiten zu unterscheiden und letztere Schritt um Schritt einer Lösung näherzubringen. Nach Ansicht des Verfassers ist die kriegerische und monarchistische Haltung der deutschen Armee das ernsthafteste Hindernis für die deutsch-französische Annäherung. Wieder stehen sich hier das Verlangen der Franzosen nach Sicherheit, der Deutschen nach Rheinlandräumung unvermittelt entgegen. Der Verfasser sucht die Lösung dadurch, daß er seinen Landsleuten nachweisen will, daß die Rheinlandbesetzung überhaupt nicht als Sicherheitspfand, sondern als Reparationspfand gedacht gewesen sei und daß die Sicherheit Frankreichs in Frankreich selbst und nicht in Deutschland gesucht werden könne. Die Rheinlandbesetzung ist ein Pfand, „dessen einziger Wert es ist, uns, wenn wir es zu brauchen verstehen, die Möglichkeit zu geben, vor 1935 einen wahren Frieden sicherzustellen und zwar nicht nur am Rhein, sondern in ganz Europa“. So aufgefaßt verliere das Rheinlandproblem viel an Schärfe und werde zu einem Gegenstand, über den man verhandeln und sich verständigen könne. Weitere zu klärende Fragen sind Dawesplan und Kriegsschulden. Ferner der Gedanke eines *Mitlocarnos*, der nach dem Verfasser allerdings nur allmählich reifen kann und zunächst nachbarliche Beziehungen fern von Mißtrauen erfordert, „um eines Tages ohne Haß von gewissen Berichtigungen oder gewissen Erleichterungen sprechen zu können, die dem Reich ganz besonders am Herzen liegen und die Polen gewiß nicht wird zurück-

weisen können, denn ein gutes Einvernehmen kann man nur auf Kosten mancher Zugeständnisse und Opfer erreichen“. Ferner erscheint es ihm als unerläßlich, daß die Bestrebungen, eine starke deutsche Wehrmacht wieder herzustellen, ebenso aufhören müßten, wie die von ihm offenbar geglaubten Bemühungen deutscher Agenten und deutschen Geldes, die Autonomistenbewegung im Elsaß zu schüren. Über all diese Schwierigkeiten setzt sich jedoch die starke Hoffnung durch, schließlich wenn auch mit vielen Mühen das politische Einvernehmen und „vielleicht eines Tages sogar das militärische Einvernehmen zur Wirklichkeit werden zu lassen, das mehr als je das eine und einzige Fundament des Friedens in Europa bildet“.

Absichtlich sind wir hier auf manche Einzelheiten eingegangen, ohne dabei selbstverständlich zu diesen noch zu zahlreichen andern Einzelmeinungen der Schrift hier Stellung nehmen zu können. Auf die übrigen wertvollen Beiträge dieses Heftes u. a. auch von Professor Plag und Georges Hoog sei nur kurz verwiesen. Hier kam es uns vor allem darauf an, zu zeigen, wie stark sich erfreulicherweise bereits das Bedürfnis in den Kreisen französischer Katholiken geltend macht, über die allgemeinen Friedensideen hinaus unmittelbar um die Lösung der Probleme des Tages zu ringen und den ernststen Willen wenigstens mitzubringen, auch den Partner jenseits der Grenze zu verstehen.

Dies gilt ganz besonders von dem Buche des Grafen Vladimir d'Ormesson, das unter dem Titel „Vertrauen zu Deutschland?“¹ in einer deutschen Übersetzung durch Alfred Grafen von Oberndorff uns vorgelegt wird. Viele Gedanken, die wir in der Schrift „France et Allemagne“ durch Jean de Pange und Jacques de Préchac ausgeführt finden, kehren wieder und werden so als Gemeingut weiterer besonders konservativer Schichten bestätigt. Der große Vorzug des Buches von Ormesson

¹ Von Vladimir d'Ormesson; Übersetzung und Vorwort von Alfred Grafen v. Oberndorff. 8° (XVI u. 200 S.) Berlin 1929, Germania.

ist die gute Verarbeitung und klare Darstellung sowohl der Wünsche und Befürchtungen, die von Seiten der Franzosen Deutschland gegenüber bestehen, wie auch anderseits der deutschen Wünsche, die nach Ansicht des Grafen vor einer vollen Harmonie der beiden Völker der Klärung bedürfen. Das Mißtrauen Frankreichs richtet sich vor allem gegen vier Erscheinungen: Die Ehrlichkeit der deutschen Entwaffnung, die Tätigkeit der sogenannten Vaterländischen Verbände, den Einfluß der deutschen Nationalisten in der Presse und im Parlament, die Ehrlichkeit der Zustimmung zu den Nachkriegsverträgen. Insbesondere zum letzten Punkte bringt das Buch aus der Aufstellung einer verschiedenen Wesensauffassung der Verträge heraus interessante Gesichtspunkte zu Tage, wenn schon bei all diesen psychologischen Untersuchungen die Gefahr groß ist, Theorien an Stelle von Wirklichkeiten zu setzen. Zugegeben ist, daß die Bildung eines gemeinsamen Rechtsbewußtseins für einen wirklichen Völkerfrieden Voraussetzung ist und daß es eine der vornehmsten Aufgaben des Völkerbundes sein müßte, zur Schaffung und Anerkennung eines solchen Rechtes zu führen. Die Fragen, die nach Ansicht des Buches von Deutschland aus gesehen der Klärung bedürfen, sind die Besetzung, die Saar, die Reparation, der Anschluß, die deutsch-polnische Grenze und die Kolonien.

Bei der Behandlung der einzelnen Fragen, so besonders der Anschlußfrage, zeigt sich auch hier, wie groß noch der Abstand der gegenseitigen Meinung ist. Deshalb sind die vorgeschlagenen sieben Grundlagen einer allgemeinen Auseinandersetzung noch nicht ohne weiteres auch als Grundlagen des gegenseitigen Vertrauens zu werten. Einen Lieblingsgedanken d'Ormessons, den der Dreieckspolitik, eines Einvernehmens Frankreich-Deutschland-England, wollen wir hier nur erwähnen. Zunächst erscheint uns das andere Hauptziel des Verfassers die Gewinnung der französischen Rechten für die Arbeit an der Verständigung weit vordringlicher zu sein. Der Verfasser läßt sein verdienstvolles

Werk, das im Februar 1928 im Original abgeschlossen wurde, ausklingen: „Vertrauen zu Deutschland? Vielleicht. Aber unter einer Bedingung: Zuerst Vertrauen zu uns selbst.“ Hiermit scheint er uns, wie wir anderwärts schon betonten, tatsächlich den Schlüssel zum Problem zu bieten. Ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland wird erst von dem Augenblick an möglich sein, an dem die Mehrheit des französischen Volkes ihr für den Durchschnittsdeutschen ganz unverständliches Mißtrauen aufgibt und in ruhigem Vertrauen auf die eigene innere Kraft, deren Vorhandensein doch gerade der Widerstand des französischen Volkes während des Weltkriegs mehr als bewiesen hatte, unter Verzicht auf äußere Sicherheitsmaßnahmen dem deutschen Volke furchtlos die Hand reicht.

Wenn auf beiden Seiten mit dem ernstesten, vor keiner Schwierigkeit und Aufgabe zurückschreckenden Willen, wie er sich in den angeführten französischen Schriften in steigendem Maße kundtut, weitergearbeitet wird, dürfen wir hoffen, daß dieser Tag einmal kommen wird.

Constantin Koppel S. J.

Der Ursprung der Sprache

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache wird von der heutigen Wissenschaft nur selten und dann ganz zögernd und scheu gestellt. Das hat seine guten Gründe. Einmal hat ein übertriebenes und unnützes Bestreben, um jeden Preis die Einheit der Menschensprachen — gemäß dem bekannten Berichte der Heiligen Schrift — wissenschaftlich zu erweisen, zu phantastischen Theorien und wunderlichen Auswüchsen geführt. Das hat schon die Frage selbst fast etwas in Verruf gebracht. Auch Forscher, die sicher von jeder apologetischen Zielsetzung völlig frei waren, mußten trotz aller Arbeit und aller Gelehrsamkeit die Unzulänglichkeit und das Scheitern ihrer Versuche erleben. Soll nun die Erfolglosigkeit früherer Bemühungen die heutige Sprachwissenschaft nutzlos machen, statt sie anzuspornen, von neuem die Frage aufzunehmen? Die Dinge liegen noch immer